

## Der Zauberer lässt grüssen

Valentin Herzog  
7 Dezember 2007  
(c) 2007 Basler Zeitung

Philipp Tinglers neuer Roman über das Leben in der Villa «Fischtal»

«Und so sank man gelähmt von hamletscher Schwäche in zitronengelbe Seidenpolster und sah hinüber auf den Distrikt des Normalen, Wohlanständigen und Ordentlichen, auf das Leben, man sah hinüber mit schwermütiger Sehnsucht und mit ein klein wenig Verachtung ...» Wer hier an Thomas Mann denkt, liegt absolut richtig. Philipp Tingler setzt die «hinter Glas» verwarnten Romane des «Zauberers» ebenso leitmotivisch ein wie die Formel von den «Zigeunern im grünen Wagen» aus «Tonio Kröger».

Auch in seiner Rolle als Erzähler zeigt Tingler eine klassizistische Haltung: «Blicken wir also noch einen Augenblick zurück im Strom der Ereignisse und gesellen uns als unsichtbare Zuschauer zu jener vorletzten Visite ...» Er weiss alles, und nimmt den Leser väterlich bei der Hand.

Bei OmA. Stil und Erzähltechnik passen aufs Beste zu Tinglers Thematik: Aus Thomas Manns «Untergang einer Familie» ist in «Fischtal» der «Niedergang einer Familie» geworden. Und von Niedergang kann man wahrhaft sprechen: Gustav, der «Held» des Romans, ist ein junger Mann, der ausser angenehmen Umgangsformen keine weiteren Qualitäten besitzt und nichts anderes anstrebt, als möglichst geruhsam zu leben. Bis vor Kurzem hat er die Schule besucht und als einsamer Dauergast im Haus seiner Grossmutter gewohnt.

In der Generation seiner Eltern, Onkel und Tanten gibt es immerhin noch eine Provinz-Ärztin, eine Lehrerin und ein paar skurrile Figuren mit turbulenter 68er-Vergangenheit. Bis zum längst verstorbenen Grossvater, einem bekannten Chirurgen, muss man aber zurückgehen, will man so etwas wie bürgerliche Tüchtigkeit, Leistung und Erfolg finden. Der Grossvater war es auch, der in Berlin-Zehlendorf die stattliche, luxuriös ausgestattete, nun freilich «deutlich nach Moder» duftende Villa Fischtal erwarb, die dem Roman seinen Titel gegeben hat und zugleich sein Hauptschauplatz ist.

Doch selbst zu Grossvaters Zeiten war vieles nur noch Fassade: Der Herr Professor schmiss daheim mit Geschirr, liess sich aber von einer Mätresse erpressen. Die Grossmutter, sofern nicht gerade in einer Nervenklinik, soff Gin und frass Medikamente. Doch die Fassade blieb gewahrt.

Ebenso detailverliebt wie witzig schildert der Autor zu Beginn, wie die Erben nach Grossmutter Tod die Villa stürmen, um dies oder jenes für wertvoll gehaltene Stück an sich zu bringen. Im Mittelteil erzählt er Episoden aus der Familiengeschichte und aus Gustavs Jugend. Im dritten Teil wird die Grossmutter beerdigt.

«Fischtal» bereitet einen sehr eigenen Lesegenuss: Wie Gustavs Familie noch am Ende des 20. Jahrhunderts und trotz aller Verfallserscheinungen den grossbürgerlichen Schein wahr, bedient sich der Erzähler dekonstruktivistischer Techniken, hält aber an seiner altertümlich auktorialen Attitüde und an seiner biedermeierlichen Sprache fest.

Philipp Tingler: «Fischtal». Roman. Verlag Kein & Aber, Zürich 2007. 303 S., Fr. 34.90.

(c) 2007 Basler Zeitung